

Ehrlich, Eugen

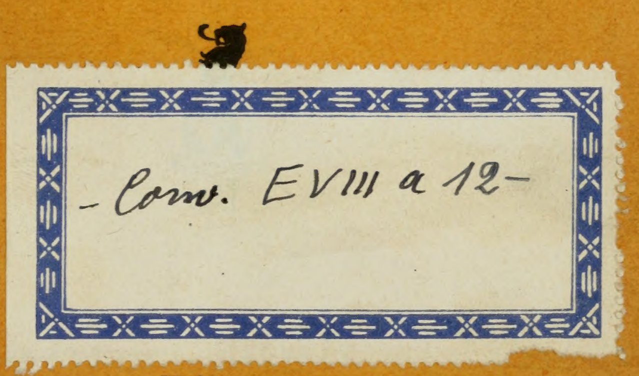
Bismarck und der Weltkrieg



Bismarck
d der Weltkrieg

von

Prof. Dr. Eugen Ehrlich



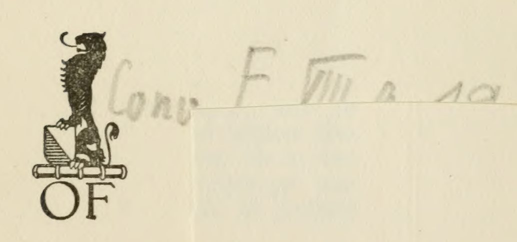
Zürich 1920
Verlag: Art. Institut Orell Füßli.



Bismarck und der Weltkrieg

Von

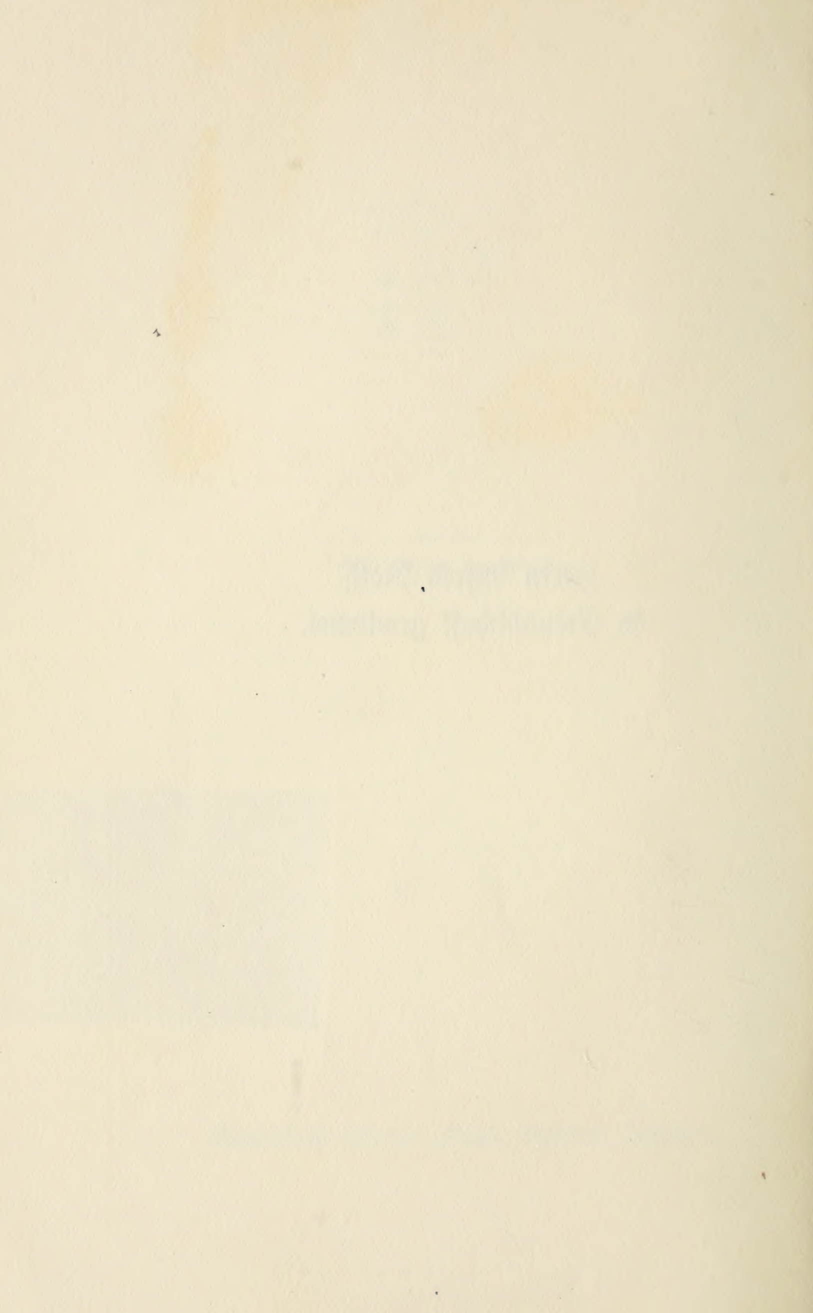
Prof. Dr. Eugen Ehrlich



Zürich 1920
Verlag: Art. Institut Orell Füßli

Sonderdruck aus der „Neuen Schweizer Zeitung“.

Herrn Alfred Roth
in Freundschaft gewidmet.



I.

Vielleicht darf ich diese Schrift mit dem Bekenntnis beginnen, daß in meinem Hause nie ein Bismarckbild gehangen hat. Ich habe die Politik des Eisernen Reichskanzlers fast mein Leben lang aufmerksam verfolgt, und immer mit größter Entschiedenheit verurteilt, auch zu einer Zeit, da sie von aller Welt bewundert worden ist. Ich habe meine Ansicht allerdings bisher nie öffentlich ausgesprochen, da ich vor dem Kriege, mit andern Arbeiten vollauf beschäftigt, keine politischen Artikel geschrieben habe; aber im Kreise meiner Bekannten habe ich mich stets sehr unumwunden darüber geäußert. Es war gewöhnlich nicht sehr angenehm. Ich stand damit ganz vereinsamt, wurde für einen Sonderling und oft noch für Schlimmeres gehalten: erst während des Krieges habe ich erfahren, daß ich mich, mit einem Konstantin Franz, eigentlich in recht guter Gesellschaft befinde. Ich muß das hier mit Nachdruck betonen, damit man mir nicht einwende, daß mir diese Erkenntnis, wie so vielen andern auch, erst mit den letzten Ereignissen gekommen ist. Das, was ich in der Folge sagen werde, stimmt durchwegs mit dem überein, was ich seit mehr als 30 Jahren bekenne.

Es liegt gewiß sehr nahe, die ganze Schuld an dem jammervollen Zusammenbruch des Bismarckschen Werkes seinen Nachfolgern aufzuladen. Und zweifellos wäre es nie so weit gekommen, wenn die Männer, die nach ihm das Steuer in die Hand genommen haben, ihrer Aufgabe nur einigermaßen gewachsen gewesen wären. Aber wie war es möglich, daß ein Mann, wie Kaiser Wilhelm II., ein Men-

schenalter hindurch ein großes tüchtiges Volk fast ohne jede Hemmung mißregieren konnte? Das „persönliche Regiment" ergab sich doch unmittelbar aus der Verfassung, die Bismarck dem deutschen Reiche gegeben hatte, und für diese Verfassung trägt er die geschichtliche Verantwortung. Man sagt, er habe die deutsche Verfassung ganz auf seine Person zugeschnitten. Das wäre schon arg genug, denn er wußte ja, daß er nicht ewig leben werde. Eine Verfassung muß so sein, daß nicht bloß große Staatsmänner, sondern auch Mittelmäßigkeiten, die ja doch unter den Politikern die überwiegende Mehrzahl bilden, damit arbeiten können; sie soll aber auch Hemmungen für Unzulänglichkeiten und Schlechtigkeiten schaffen, die doch in jedem Staate leider vorkommen. Wer das wunderbare Kapitel in dem Werke von Bryce, The American Commonwealth gelesen hat, das überschrieben ist: How it works, der weiß, wie großartig die amerikanische Verfassung diese Aufgabe erfüllt, so daß selbst sehr bedenkliche Leute, die dort zeitweilig ans Ruder gelangt sind, dem Staate schließlich nicht viel anhaben konnten. In Wirklichkeit waren aber Bismarcks Beweggründe tiefer: er wollte nicht bloß seine persönliche Stellung unangreifbar machen, sondern vielmehr die Vorherrschaft Preußens im deutschen Reiche für alle Zeiten sichern, und gerade dieses Ziel ließ sich nur mit einer Verfassung erreichen, die das Reich ganz dem König von Preußen ausliefert, selbstverständlich auf die Gefahr hin, es damit einem durchaus Minderwertigen auszuliefern.

Indessen tut man seinen Nachfolgern nach vielen Richtungen entschieden Unrecht. Die Wege, die sie gegangen sind, waren ihnen zum größten Teil schon durch Bismarck

zwangsläufig vorgezeichnet, sonst aber zum Teil wiederum durch den Gang der Entwicklung aufgedrungen, die das Reich, so wie es eben von Bismarck gezimmert worden ist, nehmen mußte. Das Reich ist zugrunde gegangen nicht an den Irrgängen Wilhelms II., nicht an den Zufälligkeiten des Krieges, sondern an den ursprünglichen Fehlern seines Aufbaues, und zwar nicht bloß in der Staatsverfassung, sondern auch in der innern und der äußeren Politik. Das alles geht aber auf Bismarck zurück. Seinen Nachfolgern fehlte meist nur die Geschicklichkeit, mit der er das Schiff durch die Klippen, in die er es selbst gebracht hatte, durchzusteuern wußte; man sollte jedoch nicht ganz übersehen, daß das auf die Länge immer schwieriger wurde. Gewiß hätte der Weltkrieg vermieden werden können, aber doch nur um den Preis eines Bruches mit aller Ueberlieferung der Bismarckschen, also der ganzen preußischen Politik. Wollte man daran festhalten, so mußte der Krieg und damit der unvermeidliche Zusammenbruch früher oder später kommen.

Wie jeder bedeutende Mann, so war auch Bismarck eine aus viel zu mannigfachen Elementen zusammengesetzte, viel zu sehr verschlungene Natur, als daß er vollständig aus einem Punkte erklärt werden könnte. Aber der Grundzug seines Wesens war preußisch im Sinne der Kaste, die Preußen seit Friedrich II. beherrschte. Preußisch waren seine Ziele, seine Wege, sein ganzer Gedankenkreis. Die Kaste stand dem deutschen Einheitsgedanken stets feindlich gegenüber, denn es schien ihr unmöglich, daß sie im Reiche so herrschen könnte, wie sie es in Preußen gewohnt war. Daher strebte auch Bismarck in seinen Anfängen keineswegs ein einheitliches deutsches Reich an; er wollte bloß Preußen groß machen, und ihm, nachdem

er Oesterreich hinausmanövriert hatte, den allein maßgebenden Einfluß im deutschen Bunde verschaffen. Wann er den Entschluß der Reichsgründung gefaßt hatte, ist schwer festzustellen: wahrscheinlich erst nach den Ereignissen des Jahres 1866. Zunächst gründete er bloß den Norddeutschen Bund, der nur ein erweitertes Preußen war. Als er endlich daran ging, das deutsche Reich auszubauen, verwirklichte er damit nur einen Gedanken der Demokraten und der Liberalen; aber er sorgte dafür, daß es ganz anders ausfalle, als es den Demokraten und den Liberalen vorschwebte. Es wurde wieder nur ein erweitertes Preußen daraus. Man rühmt sehr die Schonung der Bundesfürsten und der Bundesstaaten in der Reichsverfassung. Im Jahre 1866 hat man nichts davon gemerkt. Damals wurden eine Reihe deutscher Staaten ohne jede Schonung Preußen einverleibt, und selbst bei Sachsen machte man nur halt, um den Krieg mit Oesterreich zu beenden, bevor der drohende Angriff Napoleons III. erfolgte. Auch diesmal siegte bei Bismarck nicht etwa der Rechtsgedanke, in dieser Form etwas von der Freiheit der deutschen Stämme im Reich zu erhalten, sondern die Einsicht, daß der deutsche Süden die preußische Herrschaft auf die Länge doch nur dann ruhig ertragen werde, wenn ihm gleichzeitig ein hohes Maß der Selbständigkeit im Innern gewahrt bleibe. So war ihm die Selbstverwaltung der Bundesstaaten nur der Preis, um den er die Vormachtstellung Preußens, die Leitung der ganzen auswärtigen Politik und der militärischen Angelegenheiten, sowie eine Anzahl anderer Vorrechte, erkaufte. Der Grundgedanke war offenbar, den Junkern, die Preußen in der Hand hatten, so viel als eben möglich, die Herrschaft in Deutschland zu sichern.

Zweifellos hatte Bismarck einiges Ver-

ständnis für die moralischen Kräfte der Gesellschaft. Aber er hätte es gewiß für eine große Naivität gehalten, die Politik, die innere oder die äußere, irgendwie davon bestimmen zu lassen. Er besaß auch nichts von der Kunst, in der die englischen Staatsmänner seit jeher, zumal seit Palmerston, Meister waren, die moralischen Kräfte der Gesellschaft für seine Absichten zu verwerten: man muß wenigstens etwas davon in seinem eigenen Busen spüren, um sich ihrer zu bedienen. Sie galten ihm als unbequeme Hindernisse, die der Reiter, weil sie eben da sind, nehmen muß. Sonst waren sie ihm nichts; er nannte sie verächtlich Imponderabilien. Moralische Skrupel haben den Mann, der eine Depesche fälschte, um damit einen Krieg zu entzünden, gewiß nicht geplagt. Wenn es ihm nützlich schien, verband er sich mit ungarischen Rebellen gegen Oesterreich, mit italienischen Republikanern gegen den drohenden Eingriff Italiens in den französischen Krieg — um dann, wenn sie überflüssig geworden sind, die einstigen Verbündeten mit größter Seelenruhe mit einem Fußtritt fortzujagen. Im Jahre 1866 hat er Italien im Frieden mit Oesterreich lächelnd im Stiche gelassen, mit Berufung auf den schlau ausgeklügelten Bündnisvertrag, und die Art, wie er die Klapkaschen Legionäre, nachdem sie ihre Schuldigkeit, der Wiener Regierung ein wenig Angst einzujagen, getan hatten, ihrem Schicksal überließ, hat sogar dem bismarckfrommen Friedjung ein schüchternes Wort der Entrüstung entlockt.

Es sind nicht die leitenden Gedanken seiner Politik, die Bismarck den Zug von Größe verleihen, die ihm kein Unbefangener abstreiten kann. Daß er den Gedanken von Deutschlands Einheit unter Preußens Führung gefaßt habe, kann niemand behaupten: er war zu seiner

Zeit Gemeingut der ganzen kleindeutschen Partei, und, abgesehen von den Anhängern Oesterreichs und den Partikularisten, widerstrebten ihm nur die preußischen Konservativen, die für ihre Alleinherrschaft in Preußen fürchteten, wenn dieses in Deutschland aufgehen sollte: ein einiges Deutschland unter Preußens Führung hätte man doch schon im Jahre 1848 haben können, wenn es — die Konservativen nicht zu Falle gebracht hätten. Gewiß war es ein Verdienst, daß er sich dieses Gedankens schließlich selbst bemächtigte und ihn nun bis zum Ziele zähe verfolgt hat. Dagegen wird es ihm heute kaum jemand hoch anrechnen, daß er es in einer Weise getan hat, die Deutschland in den wichtigsten Beziehungen willenlos an Preußen ausgeliefert hatte. Von dem Augenblick an, da das Werk vollbracht war, fehlt es seiner Politik an jedem großen, ja sogar an einem einheitlichen Gedanken: man wird nicht nur in seinen Taten, sondern auch in den Reden, Briefen, in den Erinnerungen vergebens darnach suchen. Er faßt seine Entschlüsse von Fall zu Fall und alles ist nur darauf gerichtet, die Früchte der Siege in Ruhe zu genießen, etwaige Schwierigkeiten für den Augenblick zu beseitigen. Man mag Bismarcks spätere Politik immerhin als friedlich bezeichnen, aber nicht in dem Sinne, wie etwa die Gladstones, der jeden Anspruch unbefangen auf seine Berechtigung prüfte, und, wenn er die Prüfung bestand, anerkannte. Bismarck tat es wohl auch zuweilen (Schnäbeleaffäre, Carolinenstreit), aber doch nur, weil ihm die Lage ungünstig war, oder das Spiel die Kerze nicht wert schien. Im allgemeinen zog er bis zum Schlusse vor, nach bewährtem altpreußischen Muster, den Frieden dadurch zu erhalten, daß er auch dem berechtigten Anspruch überlegene Gewaltmittel entgegenstellte.

Wer Bismarcks Gedanken und Erinnerungen in die Hand genommen hat, um von dem vielbewunderten Staatsmann etwas von den großen Zielen seiner Staatskunst oder gar der Staatskunst überhaupt zu lernen, wird das Buch enttäuscht weglegen. Es ist darin kaum je von etwas anderem die Rede als von dem diplomatischen und politischen Spiel, in dem er seine, stets auf unmittelbare, praktische Erfolge gerichteten Absichten zu erreichen suchte, von den kleinen Mitteln, mit denen er sich geholfen, den Schlichen, durch die er sich aus der Schlinge gezogen hat. Wer Bismarck gerecht werden will, darf ihn auch in der Tat nicht als Mann schöpferischer politischer Gedanken, sondern als großen diplomatischen Techniker würdigen; denn darin ist er in der Tat bewundernswert. Und da sind es allerdings immer dieselben Künste, die er anwendet. Vor allem ist er ganz großartig darin, wie er für jede seiner Absichten stets eine vollständig ausgerüstete, fertige Armee bereit stellt, und wie er jeden seiner Gegner immer einzeln abzufassen und bis er erledigt ist, die andern durch unverbindliche Versprechungen und vage Zusagen hinzuhalten weiß. Er besitzt ein sicheres Augenmaß für die militärischen Machtverhältnisse, nimmt es immer nur mit dem Schwächern auf, hat stets dafür gesorgt, diesem ein weitaus überlegenes Heer entgegenzustellen; er versteht es, jedes Bündnis, dem er nicht gewachsen wäre, zu verhindern und jeder drohenden Koalition durch einen rechtzeitigen Friedensschluß zuvorzukommen. Damit erringt er alle Erfolge bis zum Frankfurter Frieden. Später führt er keine Kriege mehr, es genügt im Notfalle einiges Säbelrasseln, hie und da ein „kalter Wasserstrahl“: man kennt ihn bereits und weiß, daß er nicht vergeblich drohe. Aber bis zum Schlusse sorgt er vor allem für

das Heer: die Septennatsvorlagen stehen immer im Mittelpunkt seines Interesses.

Das sind im Grunde genommen die alten, uralten Hausmittel der hergebrachten Diplomatie. Und nirgends hat man sie besser gekannt als in Preußen. Man darf wohl sagen, daß Bismarck der Politik Friedrich II. inhaltlich nichts hinzugefügt hatte: neu war nur die vollendete Meisterschaft, mit der er das Werkzeug angewendet hat. Schon der „alte Fritz“, der ja im Nebenamte auch sehr musikalisch war, pflegte zu sagen: „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente“, und Clausewitz, der drittgrößte Heilige im preußischen Heiligenhimmel, lehrt: der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln.

Bismarcks Politik war reich an ungeheuren Erfolgen, aber sein Werk war nicht von Dauer. Die Erfolge waren vorübergehend. Das lag an ihr selbst. Sie war ganz auf die Technik abgestellt und Meister der Technik sind selten: seine Politik durfte daher von seinen Nachfolgern, die weit hinter ihm zurückstanden, nicht ohne weiteres fortgesetzt werden. Und doch hat er ihnen eine Umkehr sehr schwer, ja unmöglich gemacht. Er hatte bereits eine Lage geschaffen, an der nicht viel zu ändern war. Da er stets nur die Gewalt angebetet hat, so rechnete er Zeit seines Lebens nur mit den militärisch wohl ausgerüsteten Staaten, genauer gesprochen mit deren Regierungen, denn nur diese verfügen ja über die Armeen: die kleineren Staaten vernachlässigte er, glaubte sie sogar, wenn es ihm nützlich schien, mißhandeln zu dürfen. Ebensowenig galten ihm etwas die Völker, die Stimmungen und Strömungen in der Gesellschaft, die öffentliche Meinung und sonstige „Imponderabilien“. Aber der Schwache, der von der Ge-

walt zurückweicht, tut es stets mit dem Vorbehalt, den Kampf bei günstiger Gelegenheit wieder aufzunehmen. Die ohnmächtige Wut der von ihm zertretenen hat ihn nicht sehr gestört; der Schwache ist aber doch nur in der Vereinzelung schwach. Er hatte während der langen Zeit, da er über das deutsche Reich herrschte, so viele gereizt und verletzt, daß er sich gar nicht ohne Grund fortwährend vom cauchemar des coalitions heimgesucht fühlte. Seiner großen Kunst gelang es zwar immer noch, im entscheidenden Augenblicke die Gegner zu trennen. Aber das wurde von Schritt zu Schritt schwieriger; je öfter jemand überlistet wird, um so mehr wird er sich in Zukunft in Acht nehmen. Dabei fehlte ihm gerade wegen der Verachtung, die er stets für die „Imponderabilien“ hegte, jeder versöhnliche, großherzige Zug. Wenn er sich für einen andern einsetzte, merkte man sofort, daß er für sich etwas herausschlagen will; nie erwies er jemand einen Gefallen ohne sich der Gegenleistung zu versichern; er bekannte sich offen zu dem Grundsatze do ut des. So sehr er in der zweiten Hälfte seines Lebens den Krieg zu vermeiden suchte, so lag es doch im Wesen seiner Politik, stets mit dem Krieg als letztem Auskunftsmittel zu rechnen. Der Krieg ist aber unter allen Umständen ein gefährliches Spiel. Die Römer, die vom Krieg auch etwas verstanden, pflegten zu sagen: belli dubius eventus. Mit seinem sichern Blick für die militärische Lage konnte er es immerhin wagen: aber er hinterließ seinen Nachfolgern damit eine böse Erbschaft. Die Erfahrung lehrt, daß der geschickteste Spieler, wenn er immer weiter hasardiert, doch schließlich am Ende verliert.

II.

Es war ein richtiger Gedanke Bismarcks, nachdem das Reich durch drei Kriege begründet worden war, ruhige Bahnen einzuschlagen, um dem deutschen Volke die Möglichkeit zur wirtschaftlichen und kulturellen Entfaltung zu geben. Um dieses Ziel zu erreichen, galt es, dem deutschen Reiche und Volke krampfhaft Freunde zu erwerben, Bündnisse zu suchen, die in Interessengemeinschaft begründet und im Herzen der Völker verankert wären. Das Bündnis mit Oesterreich war gewiß nicht von dieser Art, denn die Grenzen von Oesterreich-Ungarn umschlossen nicht ein Volk, sondern einen Staat. Viel leichter wäre es mit Frankreich gegangen. Der Krieg vom Jahre 1870 erschien den Franzosen anfänglich bloß als Krieg gegen Napoleon III. Nachdem das der großen Mehrheit des französischen Volkes verhaßte Kaisertum gestürzt und dieses Hindernis der deutschen Einheit beseitgt war, hätte ganz wohl dem französischen Volk die Hand zur Versöhnung gereicht und ein großmütiger Friede abgeschlossen werden können. Diese herrliche Gelegenheit ist von Bismarck gar nicht bemerkt worden. Aber auch sonst war seine Politik nicht gut beraten; er stellte alles ganz auf die Regierenden ab, und wen er nicht gewinnen konnte, den suchte er einzuschüchtern.

Deutschland hatte am Ende der Laufbahn Bismarcks eine Menge von Feinden und keinen einzigen aufrichtigen Freund. Die Feindschaften waren alle echt, denn sie beruhten auf dem Haß, den seine Politik erregt hat. Die Freundschaften waren unecht, denn sie waren nur mit den Regierungen, nicht mit der Gesellschaft geknüpft. Keine Regierung

kann sich auf die Dauer den gesellschaftlichen Einflüssen entziehen. Darin liegt die Bedeutung der Imponderabilien. Diese hat sein Zeitgenosse D'Israeli viel richtiger eingeschätzt, als er da sagte, das Papsttum und die geheimen Gesellschaften seien die einzige wirkliche Macht in Europa, wobei ihm selbstverständlich Papsttum und geheime Gesellschaften nur ein Ausdruck waren für alle die Kräfte, die ohne äußere Gewaltmittel die Herrschaft über die Geister üben.

So war die Weltkoalition, der Deutschland im Weltkriege erlegen ist, eigentlich schon von ihm selbst vorbereitet. Es wäre ihm so leicht gewesen, Dänemark zu versöhnen, wenn es das im Prager Frieden von Oesterreich auf das Drängen Napoleons III. zugestandene Plebiszit in Nordschleswig vorgenommen hätte; und was lag denn dem deutschen Reich an dem schmalen, von Dänen bewohnten Streifen in Nordschleswig? Aber wie viele Regimenter konnte Dänemark bestenfalls ins Feld stellen? Und so zog er es vor, in einem mit Oesterreich nach vielen Jahren abgeschlossenen Uebereinkommen diese Bestimmung streichen zu lassen. Dänemark hatte kein Einspruchsrecht, da es ja im Prager Frieden nicht Partei war. Nun ist Dänemark gewiß ein kleiner Staat, aber der dänische Hof hatte sehr wertvolle Verbindungen in Rußland und in England. Es wäre ein dankbarer Gegenstand für eine Habilitationsschrift, welchen Anteil Dänemark an der feindseligen Stimmung gegen Deutschland in Rußland und in England, und darüber hinaus auch in Griechenland, gehabt hat, die im letzten Ende zur Weltkoalition gegen Deutschland geführt hat; jedenfalls war er nicht ganz gering.

Noch stärker trat das in Bismarcks Verhalten gegen Frankreich hervor. Er war

allerdings einsichtsvoll genug, nach dem französischen Teil Lothringens keine Gelüste zu haben. Da es aber die preußischen Generäle verlangten und Frankreichs militärische Macht nach seiner Ueberzeugung zerschmettert war, so nahm er es ruhig mit. Damit war der Erfolg erzielt, daß Deutschland bei jeder Bewegung, die es machte, mit Frankreich als unversöhnlichem Feind im Rücken zu rechnen hatte. Bismarck sagte es selbst: Von nun an ist Frankreich für jede Koalition gegen Deutschland zu haben. Nur handelte es sich dabei nicht um Frankreich allein. Vermöge seiner historischen Stellung, seinen gesellschaftlichen Beziehungen, der großartigen Leistungen auf allen Gebieten des geistigen Lebens, in Kunst, Wissenschaft, Literatur, der Anziehungskraft der Stadt Paris, wohin die besten Köpfe der ganzen Welt kamen, um zu sehen und zu lernen, und die reichsten Leute der Welt, um sich zu unterhalten, der französischen Liebenswürdigkeit und Höflichkeit, schließlich der Geschicklichkeit seiner Diplomatie, gab es auf der Erde keinen Winkel, wo Frankreich als Staat und die Franzosen als Volk nicht ihren Einfluß ausgeübt hätten. Man kann es mit Grund sagen: mit dem Frankfurter Frieden war der Grundstein zur nachmaligen Weltkoalition gegen Deutschland gelegt. Allerdings behauptet man in Deutschland häufig, die Franzosen hätten von der Revanche nicht abgelassen, auch wenn man ihnen Elsaß-Lothringen nicht genommen h ä t t e. Das ist der deutsche Konjunktiv, der bei politischen Erörterungen der Deutschen alten Stiles stets wiederkehrt. Wenn man solchen Deutschen zeigt, welche Folgen ihre rücksichtslose Politik nach sich gezogen hat, so antworten sie immer, es wäre gerade so gekommen, wenn sie das Gegenteil getan hätten. Das beruht auf der höchst sonderbaren Vor-

stellung, daß Ursachen keine Wirkungen haben. Vielleicht hätten sich gewisse kleine militaristische französische Kreise mit der Niederlage auch dann nicht abgefunden, wenn man Frankreich Elsaß-Lothringen gelassen hätte, das aber, womit sich die großen Massen des französischen Volkes nicht abfinden wollten, das war eben der Verlust von Elsaß-Lothringen. Jedenfalls hätte die erbitterte feindselige Stimmung gegen Deutschland nie diesen Umfang angenommen, und ohne die wäre vielleicht sogar das von vielen auf beiden Seiten gewünschte Bündnis zustande gekommen.

Oesterreich hat sich Bismarck, wie man weiß, schon bei Abschluß des Prager Friedens warm gehalten. Das Vorgehen Bismarcks im Jahre 1866 war klug, aber der Grundgedanke des Bündnisses durchaus *verfehlt*, wieder nur erklärlich durch die Erwägung, daß für Bismarck die Völker, ihre Gefühle und Ueberlieferungen nichts anderes waren, als „Imponderabilien". Deutschland hatte ein Interesse an dem Bestande Oesterreichs, aber es konnte nicht erwarten, daß ein zu Dreivierteln aus Slaven bestehender Staat im Falle eines Waffenganges Deutschlands mit Rußland, sich auf die Seite Deutschlands werde stellen können, ohne im Innern zu verfallen. Es ist wirklich ganz unmöglich, daß ein Staat stark bleibt, wenn die große Mehrheit seiner Bevölkerung die äußere Politik geradezu als einen Schlag ins Gesicht empfinden muß. So hat das Bündnis Deutschland im entscheidenden Augenblick nicht gerettet, es hat aber Oesterreich mit in den Abgrund hineingerissen.

Der zweite Verbündete Deutschlands war *Italien*. Dieses Bündnis hat Bismarck angenommen, als es ihm von Crispi in einem Augenblick der Mißstimmung gegen Frankreich angeboten worden ist; aber es war im vor-

hinein eine lächerliche Sache, und man würde dem Scharfsinn Bismarcks gewiß zu nahe treten, wollte man glauben, daß es ihm je wirklich ernst damit gewesen wäre. Italien hat nie eifriger einen Krieg vorbereitet, als den gegen Oesterreich, Oesterreich hat nie einen entschiedeneren Gegner gehabt als Italien: und die beiden sollten, mit Deutschland verbunden, Schulter an Schulter kämpfen. Dazu kamen die starke Zuneigung großer und politisch sehr wichtiger Schichten des italienischen Volkes zu Frankreich, mit dem es durch zahllose wirtschaftliche, gesellschaftliche und ideale Bande verknüpft war, und die angebliche Gemeinschaft der „lateinischen" Rasse, Dinge, um die sich Bismarck allerdings wieder nicht kümmerte, weil sie doch nur Imponderabilien waren.

Für freundschaftliche Beziehungen und allfällige Bündnisse kamen noch England und Rußland in Betracht. Bei dem damals noch sehr starken Gegensatz zwischen diesen Reichen konnte Bismarck nicht daran denken, mit beiden zu gehen: er mußte wählen. England wurde von ihm militärisch tief eingeschätzt, überdies war es ihm wegen des liberalen Geistes seiner Politik widerwärtig, und so wählte er Rußland, das ihm durch seine Riesenarmee imponierte, und das er, weil es doch stets der Hort der Reaktion war, liebte. Das war wohl der verhängnisvollste unter den Fehlern Bismarcks. England war für ein aufrichtiges Bündnis mit Deutschland damals ohne weiteres zu haben, schon deswegen, weil seine asiatischen Besitzungen durch Rußland fortwährend bedroht wurden; es hätte Deutschland in seiner Kolonialpolitik unschätzbare Unterstützung gewährt, und welchen Dienst seine Flotte im Kriegsfalle Deutschland hätte leisten können, ist heute wohl jedermann klar.

Ein Bündnis mit Rußland war unter allen Umständen ein brüchiges Ding. Rußland plante Kriege gegen Oesterreich-Ungarn, gegen die Türkei und gegen England: gegen Oesterreich durfte Bismarck nicht mitgehen, gegen die Türkei brauchte man seiner nicht, gegen England konnte er es nicht wagen, auch hätte da das Bündnis nicht viel genützt, da ja England für Deutschland unangreifbar war. Dabei waren deutschfreundliche Neigungen am russischen Hofe und in der Gesellschaft sehr gering; es war eine starke panslawistische Partei, die für ihre Ziele auf Frankreichs Hülfe rechnete, und auch sonst war der französische Einfluß in Rußland stets maßgebend. Rußland konnte seinerseits Bismarck nichts bieten, als bestenfalls eine zweifelhafte Neutralität in einem Kriege mit Frankreich. Bismarck konnte in einem Kriege Rußland nicht einmal das in Aussicht stellen, da Deutschland doch in Oesterreich und im Orient große Interessen hatte, die mit den russischen nicht vereinbar schienen. In der Tat war Bismarck während des Berliner Kongresses gegen sein Wollen durch die Umstände gedrängt, Rußland in den wichtigsten Fragen im Stiche zu lassen und sich auf die englische Seite zu schlagen, was ihm von den Russen seither nie verziehen worden ist.

Das Bündnis, das Bismarck mit Rußland später in der Tat abgeschlossen hatte, war der sogenannte Rückversicherungsvertrag, der vor kurzem veröffentlicht worden ist. Die Rückversicherung besteht darin, daß sich Deutschland und Rußland gegenseitig im Kriege mit einer Großmacht wohlwollende Neutralität zusichern; doch soll das nicht gelten für den Angriff einer dieser Mächte gegen Oesterreich-Ungarn oder Frankreich. Der Vertrag sollte also vor allem wirksam werden im

Falle eines Angriffs Oesterreich-Ungarns auf Rußland. Das widersprach, wörtlich genommen, nicht dem Vertrag mit Oesterreich-Ungarn, da dieser wiederum nur für den Fall eines Angriffs von Rußland auf Oesterreich lautete. Es war aber, wenn es ehrlich gemeint war, für Rußland wertlos: denn daß Oesterreich, ohne eine werktätige Unterstützung Deutschlands, und mit Italien im Rücken, einen Angriffskrieg gegen Rußland wagen würde, war ein abenteuerlicher Gedanke. Einen Sinn hatte es nur, wenn man davon ausgeht, daß man im Kriege immer behaupten kann, der andere habe angegriffen. Die Voraussetzung wäre also, daß Bismarck in der Tat unter gewissen Bedingungen, die man nicht kennt, sich mit Rußland zu einer Hülfe an Rußland gegen Oesterreich-Ungarn verband, wobei Oesterreich als Angreifer hingestellt worden wäre. Die Perfidie eines solchen Bündnisses wäre um so schlimmer, als es vor Oesterreich-Ungarn, dem Verbündeten, geheim gehalten worden ist. Es gibt aber in der Tat gar keine Anzeichen, daß es von Bismarck wirklich so gemeint war. Aus der Bestimmung über Frankreich ergibt sich, daß sich Rußland vorbehalten hat, Frankreich im Falle eines Angriffes von seiten Deutschlands zu Hülfe zu eilen. Da selbstverständlich jeder deutsch-französische Krieg für Rußland ein deutscher Angriffskrieg gewesen wäre, so ist es sehr schwer, sich einen Fall auszudenken, in dem die Versicherung hätte praktisch werden können. Der „Rückversicherungsvertrag“ war daher im Wesen nur eine diplomatische Spielerei, wurde gewiß von Rußland nie anders aufgefaßt, und Bismarck selbst konnte das unmöglich übersehen. Es ist ganz unbegreiflich, warum er nachträglich der Wilhelminschen Politik so bitter vorgeworfen hatte, daß sie den Draht nach Rußland, der

doch nie bis zum Herzen Rußlands geführt hat, abgerissen habe. Für Rußland bestimmend wird die weiter folgende Vereinbarung betreffend die Aufrechterhaltung des status quo auf dem Balkan gewesen sein; sie war wohl in erster Linie gegen die österreichischen Orientpläne gerichtet. Mit einem „Bündnis“ hat derartiges gar keine Verwandtschaft; der Rückversicherungsvertrag war, wie es sich jetzt zeigt, in der Hauptsache ein Uebereinkommen über die Orientpolitik.

III.

Bismarcks nationale Politik im Innern war von gleicher Art. Daß die ganz ungefährlichen wenigen Dänen in Nordschleswig nicht bloß um ihr Selbstbestimmungsrecht gebracht, sondern auch drangsaliert worden sind, war ja schon arg genug, denn es mußte Dänemark noch mehr gegen Deutschland erbittern. Schwerer fiel ins Gewicht das Vorgehen in Elsaß-Lothringen. Wenn diese beiden Länder, wie die offizielle Darstellung ging, als altes Reichsland Deutschland angegliedert worden sind, so hätten die Elsaß-Lothringer eben von Anfang an durchaus als Deutsche behandelt werden müssen. Man hätte Elsaß-Lothringen als Bundesstaat dieselbe Selbstverwaltung wie den andern Bundesstaaten einräumen sollen. Gewiß wären damit nicht alle Elsässer versöhnt worden, aber ein großer Teil der Bevölkerung hätte die Vorteile der Selbstverwaltung, die sie in Frankreich nicht gehabt hat, vollauf gewürdigt; sie hätten sich bald, wenn auch nicht als Deutsche, so doch auch nicht als Franzosen, sondern einfach als Elsaß-Lothringer gefühlt, und dabei hätte man sie auch lassen können. Vielleicht hätten sich auch die Franzosen in Frankreich damit abgefunden,

wenn sie gesehen hätten, daß die Elsaß-Lothringer eine Aenderung des Zustandes gar nicht wünschen. Aber sie haben von Bismarck nicht die Stellung gleichberechtigter Bürger, sondern von Untertanen erhalten. Damit war wohl die Verwaltung erheblich erleichtert, aber gleichzeitig entstanden auf Schritt und Tritt unüberwindbare politische Schwierigkeiten.

Am unbegreiflichsten ist jedoch Bismarcks Polenpolitik gewesen. Da es ja Bismarck unmöglich entgehen konnte, daß sich ein Krieg mit Rußland unter Umständen nicht werde vermeiden lassen, so war es wohl das Nächstliegende, die Polen, die ein Abgrund des Hasses von den Russen trennte, mit allen Mitteln an Deutschland zu fesseln. Wäre das geschehen, so wären die Deutschen bei ihrem Einzug in Russisch-Polen überall als Befreier begrüßt worden. Bismarck zog dagegen auch hier eine Politik der nationalen Unterdrückung vor, mit dem Erfolge, daß die Polen schließlich nicht einmal ihre Unabhängigkeit aus deutscher Hand annehmen wollten.

Bismarcks innere Politik zeigt also denselben Grundzug wie die äußere. Der große Staatsmann glaubt auch hier, mit Gewalt alles richten zu können und weckt damit nur Widerstände, denen er mit Gewalt nicht beikommen kann. Er hat die Dänen nicht gebrochen; er hat die Elsaß-Lothringer erst zu glühenden Franzosen gemacht; er hat das in Posen schon recht erschlaffte Polentum tatsächlich neu belebt. So ging er auch sonst noch vor, und hat überall das Gegenteil von dem erzielt, was er angestrebt hatte. Eine seiner ersten Taten nach der Reichsgründung war der „Kulturkampf“: eine ganz ausgesprochene religiöse Verfolgung in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, was man doch wohl nicht

mehr für möglich gehalten hätte. Der Erfolg war auch darnach: die deutschen Katholiken schlossen sich zu einer Partei (Zentrum) zusammen, und diese wurde bald so mächtig, daß Bismarck den Kampf aufgeben mußte. Bis auf den heutigen Tag ist Deutschland wohl der einzige Staat europäischer Gesittung, in dem eine große Partei auf rein religiöser Grundlage besteht; diese Partei war schon zu Bismarcks Zeiten maßgebend, und sie ist es bis jetzt geblieben. Darauf nahm er es mit der Sozialdemokratie auf; und ihm ist es wohl zu danken, daß die Sozialdemokratie in Deutschland einen Aufschwung nahm, wie sonst nirgends auf der Welt. Und wie überflüssig das war, wie harmlos, wie leicht zu behandeln, wie staatsfromm diese von Bismarck zum „Reichsfeind" abgestempelte deutsche Sozialdemokratie im Grunde ihres Herzens ist, hat sich ja während des Krieges gezeigt. Wie heißt es denn im Gedicht: „daß dein ärmster Sohn dein treuester war!"

Die verhängnisvolle Lage Deutschlands am Beginn des Weltkrieges kündigte sich schon an, als Bismarck noch am Ruder war. Das Bündnis Frankreichs mit Rußland war schon vor seiner Entlassung eingeleitet, England beharrlich zurückgewiesen, die öffentliche Meinung in vielen Staaten gegen Deutschland aufgebracht, die feindlichen Strömungen überall eifrig von Frankreich aus genährt. Das System der papiernen Bündnisse mit den Regierungen über die Köpfe der Völker hinweg, auf das Bismarck unbegreiflicherweise so viel Wert legte, konnte sich unmöglich bewähren in einer Zeit, wo die Regierungen doch schließlich von den Völkern abhängen. Schon in den Achtzigerjahren hat der Krieg auf zwei Fronten (Rußland und Frankreich) gedroht; er ist vermieden worden, weil ihn eben Deutschland

damals nicht wollte und Alexander III. wußte, daß er eine Niederlage mit dem Leben bezahlen werde. Wäre er aber ausgebrochen, er hätte Deutschland ebenso vereinsamt an der Seite der Wiener Regierung gefunden, wie der Weltkrieg. Das Ansehen des deutschen Reiches war allerdings, solange es von Bismarck geleitet worden ist, groß, denn die Welt war von Bismarcks Erfolgen in der Vergangenheit geblendet, und seine Mittel infolge günstiger Umstände, die von der Politik ganz unabhängig waren, überwältigend gewachsen; die schwache Stellung des Reiches trat dagegen nicht hervor, weil Bismarck sich für „saturiert" erklärte, und im allgemeinen nichts Positives mehr erstrebte. Aber diese Passivität war ihm aufgenötigt: Deutschland konnte sich nicht rühren, ohne überall anzustoßen, und ein Mann, der so tiefblicken konnte wie er, hat das gewiß nicht übersehen. Wo er aus der Passivität heraustrat, fand er jetzt überall offene und verborgene Hindernisse, so im Jahre 1874, als er Frankreich bedrohte, bei Gortschakow (man vergleiche das wütende: Gortschakow protège la France in den Erinnerungen), so während des Berliner Kongresses, so auch in der Kolonialpolitik. Die berühmte Einkreisung war daher schon von Bismarck eingeleitet; sie kam allmählich *von selbst*, wenn sie auch kaum je so vollständig geworden wäre ohne ein Genie der Unbesonnenheit, wie es Wilhelm II. war, der durch seine, ach so überflüssige, Flottenpolitik, die letzte Macht, mit der Deutschland noch hätte auskommen können, herausgefordert hatte und das Wunder eines Bündnisses Englands mit Rußland, die durch einen fast ein Jahrhundert alten Gegensatz getrennt waren, leichten Herzens zustande brachte.

Nun hat allerdings im XVII. und XVIII. Jahrhundert *England* durch eine ähnliche

Politik von Gewalttätigkeiten und rein diplomatischen Bündnissen seine Weltmacht begründet; aber das war eben im XVII. und XVIII. Jahrhundert. Damals ist das Wort vom perfiden Albion entstanden, und damals konnte es nicht schaden. Aber die Größe der englischen Staatskunst besteht darin, daß sie sich wandelt mit dem Wandel der Zeiten. Seit Beginn des XIX. Jahrhunderts hören die Gewalttaten gegen Völker europäischer Gesittung nahezu auf: Der Krimkrieg ist bis zum Weltkrieg der letzte Krieg, den England auf europäischem Boden geführt hat. Wo es Ansprüche zu stellen hat, sucht es sie stets rechtlich zu begründen. Ueberall durch den ganzen Erdteil steht es auf Seiten derer, die für die großen Ideen der nationalen, religiösen, politischen Freiheit kämpfen. Bald gewöhnen sich die Völker, in England den Hort aller freiheitlichen Bestrebungen zu erblicken. In Deutschland spricht man oft von englischer Heuchelei; es handle sich immer um englische Interessen; aber hat England je, um seiner Interessen willen, auch die politische Reaktion, religiöse Unterdrückung, nationale Massacres unterstützt? Der Vorwurf der Heuchelei beruht auf einem moralischen Werturteil, und es ist eine Frage, ob er moralisch schwerer wiegt, als der Vorwurf der rücksichtslosen Gewaltanwendung. Die Engländer haben durch ihre freiheitliche auswärtige Politik große Vorteile errungen, weil sie sich damit die Zuneigung der Völker erworben haben; daß sie solche Vorteile wirklich angestrebt hätten, ist in vielen Fällen ihren Staatsmännern, vor allem Gladstone, nicht nachzuweisen, und gilt jedenfalls nicht vom englischen Volke, denn eine von großen sittlichen Ideen erfüllte Staatskunst entspricht tatsächlich den Gefühlen breiter englischer Schichten und den Bestrebungen vieler wahr-

hafter englischer Politiker. Dem sei aber wie immer: Heuchelei ist doch wenigstens eine Verbeugung vor der Tugend, und daher der nackten Brutalität unter allen Umständen vorzuziehen. Sie nötigt dem Heuchler immerhin viele Hemmungen auf, die der Gewaltmensch nicht kennt, und wenn sich in der Atmosphäre, die sie erzeugt, ein gesitteter Europäer unmöglich wohl fühlen kann, so vermag er darin in der Regel wenigstens zu atmen. Nur einmal haben die Engländer im letzten Jahrhundert gegen ein Volk europäischen Ursprungs Wege beschritten, die an die Bismarckschen erinnern: das war in ihrem Kampfe gegen die Boeren. Der Erfolg war auch darnach: ein allgemeiner Schrei der Entrüstung durch ganz Europa, in den auch Kaiser Wilhelm, wenigstens anfänglich, einstimmte. Leider hat er nichts daraus gelernt. Anders als Bismarck in Elsaß-Lothringen, haben die Engländer jedoch auch den Boeren gegenüber sofort, nachdem der Krieg beendigt war, volle Selbstverwaltung gewährt.

IV.

Bismarck wartet noch auf seinen Shakespeare, der uns seine ganze Persönlichkeit bloßlegen würde: in seiner urwüchsigen Wucht und einfachen Größe erinnert er ja doch an so manche Gestalt in den Königstragödien und den Römerdramen. Hier soll derartiges, dem nur ein Dichter ersten Ranges gewachsen wäre, nicht versucht werden: nur nach dem Grundzug seines Wesens, wie es in seinen Taten und Worten erscheint, soll gefragt werden. Daß er in seinen Anfängen nicht Deutscher, sondern bloß Preuße war, wird heute kaum mehr bestritten. Später mag er zum Deutschen Reich auch Liebe gefaßt haben, wie jeder Schöpfer für sein eigenstes Werk; aber solche erworbene, angelebte Ge-

fühle ermangeln stets der elementaren Ursprünglichkeit. Der deutschen Kunst, Wissenschaft, Literatur stand er sein Leben lang ebenso fremd gegenüber, wie sein erleuchtetes Vorbild, Friedrich II.; nie hat sich ein geistig Schaffender seiner Unterstützung oder nur des nähern persönlichen Umgangs erfreut. Auch für das deutsche Volk als solches hatte er nichts übrig, kein Stück Poesie wird von ihm öfter angeführt als Shakespeares Coriolanus, und dieses dürfte wohl am besten sein seelisches Verhältnis zum Volke spiegeln. Er hat zwar das allgemeine Stimmrecht eingeführt, aber bekanntlich nur, weil er damit, wie Napoleon III., stets eine gefügige Mehrheit im Parlament zu erhalten hoffte: als er sich darin getäuscht sah, hat er es bitter bereut, und dachte an einen Staatsstreich, um es zu beseitigen. Die Arbeiterversicherung, das einzige Stück Sozialpolitik, für das er sich einsetzte, war ihm doch nur — er sagte es offen — eine verbesserte Armenpflege. Seine Absicht dabei war hauptsächlich, der Sozialdemokratie „den Wind aus den Segeln zu nehmen".

Tiefer und echter war sein Preußentum. Es war in der Hauptsache die aufrichtige Hinneigung zum preußischen Junkertum, aus dem er hervorgegangen ist: besonders zu dessen gesellschaftlichen und militärischen Ueberlieferungen. Er war stets bedacht, es in seiner politischen Herrscherstellung zu erhalten, und war eifrig um sein wirtschaftliches Wohlergehen besorgt: so weit es von ihm abhing, regnete es nur so Schutzzölle, Liebesgaben und sonstige Begünstigungen. Echt preußisch war auch die Geselligkeit auf seinem Landgute. Seine durchwegs auf die Geltendmachung der militärischen Macht nach außen und der staatlichen Kraft nach Innen gerichtete Politik war ganz vom preußischen Geist erfüllt.

Wenn man seinen Worten glauben will, so war die Lehnstreue für seinen „allergnädigsten Herrn" die einzige Triebkraft seines Handelns. Man muß jedoch zugeben, daß ihm sein allergnädigster Herr die Treue ziemlich leicht gemacht hat. Der Lehnsherr, der seinen Vasallen machen läßt, was er für gut hält, ist wohl viel eher ob seiner Treue zu bewundern. Daß er bei seiner höchst persönlichen Politik fortwährend den König und später den Kaiser vorschob, hatte für ihn den großen Vorteil, jede gegen ihn gerichtete Opposition als eine solche gegen den Monarchen hinzustellen, seine politischen Gegner als Republikaner oder Rebellen zu schelten. Davon machte er ausgiebig Gebrauch. Als dann der schwer zu behandelnde Wilhelm II. den Tron bestieg, war vom „allergnädigsten Herrn" gar nicht mehr die Rede, und nach seiner Entlassung machte er dem Lehnherrn Opposition, wie nur einer der vielverlästerten Republikaner. Damit hat er gewiß durchwegs Recht gehabt, aber das ist eine andere Sache: hier kommt es nur auf die Frage an, ob es ihm mit seiner Lehnstreue ernst war, und ob er es ehrlich meinte, wenn er die Opposition in einem monarchischen Staate in seiner bekannten Weise brandmarkte.

Bismarcks Gefühls- und Triebleben war jedoch nicht stark genug, als daß es viel dazu beitragen könnte, seine Persönlichkeit zu enträtseln. Er war ein Mann, ausgestattet mit einem ganz außerordentlichen Verstande und einer kraftstrotzenden Natur; er hatte daher, wie jeder Mensch dieser Art, das ungestüme Verlangen, sich im Leben vollständig auszuwirken, im Rahmen seiner Begabung das Beste zu leisten. Das Schicksal hat ihn in einer schicksalsschwangeren Zeit an die Spitze eines großen Staates gestellt, und

er hat da Großes vollbracht; aber er hätte als Plantagenbesitzer in Brasilien oder als Direktor einer Waffenfabrik in China ebenso Hervorragendes geleistet: er war von denen, die der Welt nichts schuldig bleiben, und überall an die Oberfläche kommen. Seine tiefe Menschenkenntnis, gepaart mit einer düstern Menschenverachtung, gab ihm eine ungeheure Ueberlegenheit über alle seine Gegner, die sich von Einbildungen, Gefühlen und Trieben leiten lassen. Aber er war bei alledem stets der kalte, rücksichtslose preußische Junker, ohne Verständnis für seelische Bedürfnisse eines Volkes, ohne Mitgefühl für fremdes Leid; er hatte nichts Erwärmendes, nichts Erhebendes in sich. Die Bewunderung der Zeitgenossen galt rein äußerlich seinem Werk, der Geist, der darin waltete, konnte niemand hinreißen. Man vergleiche damit die Gedanken und Gefühlswerte, mit denen die Staatsmänner der französischen Revolution und selbst noch Napoleon III. Frankreich zu erfüllen verstanden, durch die englische Politiker das englische Weltreich auf seine heutige Höhe emporgehoben haben, mit deren Hülfe das Völkergemisch der Vereinigten Staaten jeden Tag zu einem großen, selbstbewußten Volke wird: nichts derartiges fand sich im Bismärckischen Deutschland. Am ehesten erinnert Bismarck an Ludwig XIV. Das Schicksal, das ihn, wenn auch erst nach dem Tode, erreichte, gleicht auch vielfach dem des Sonnenkönigs. Schon Geffken hat einmal ausgerufen: „Zeigen sie mir doch einen einzigen edlen Zug bei Bismarck!" Damit hat er auch das Richtige getroffen. Das, was dem preußischen Junker am meisten fehlt, das ist das, worauf er sich am meisten einbildet: der Adel.

Die einzige Leidenschaft, die Bismarck zuweilen übermannte, war der Haß. Dieser

trieb ihn manchmal sogar zu einer Unbesonnenheit. Als der amerikanische Kongreß dem deutschen Reichstag aus Anlaß des Todes Eduard Laskers, der auf amerikanischem Boden gestorben war, das Beileid ausdrückte, verweigerte es Bismarck, die Mitteilung dem Reichstag zu überbringen, und begründete es im Reichstag mit einer höchst verletzenden Rede, die zweifellos die guten Beziehungen zu den Vereinigten Staaten gefährdete. Er sagt darin (nach zahlreichen Ausfällen gegen Lasker und den Liberalismus), daß ein Verkehr von Parlament zu Parlament unzulässig sei. Wo steht denn das? Beziehungen der Parlamente zu einander, zumal Glückwünsche und Beileidskundgebungen kommen doch jeden Tag vor. Eine bloße harmlose Höflichkeit ohne alle Folgen war doch eines derartigen Aufwandes an Kraftmitteln nicht wert. Aber Lasker war ein Liberaler, er war Jude, er war ein durchaus ehrlicher Mann, und stieß damit oft an Bismarck an, er hatte einigen Anteil an der Begründung des Deutschen Reiches, und machte das zuweilen geltend; er war lange Zeit in Opposition, die Vereinigten Staaten waren durch den Ozean von Deutschland getrennt, der deutsche Reichstag war nahe und es war gute Gelegenheit, ihm einiges Unangenehme zu sagen: Konnte sich Bismarck da die Gelegenheit zu einer Rede entgehen lassen?

Bismarck drückte dem deutschen Volke für ein halbes Jahrhundert den *Stempel seines Geistes* auf. Es mag dahin gestellt bleiben, aus welchen Stücken sich im allgemeinen die Eigenart eines Volkes zusammensetzt: aber man sollte nicht übersehen, wie sehr sie durch den Eindruck geformt wird, den auf die Massen des Volkes einzelne den Durchschnitt weit überragende Persönlichkeiten machen.

Unwillkürlich ahmt das ganze Volk seinen großen Männern nach. So ist der ungeheure und im Ganzen sehr unerfreuliche Wandel zu erklären, der mit den Deutschen seit dem Jahre 1871 vor sich ging. Nicht bloß der deutsche Politiker, auch der deutsche Industrielle, der deutsche Kaufmann, der Handlungsreisende, der Professor, sie alle wurden kleine Bismärcker. Es entstand die Vorstellung, die zuvor dem Deutschen ganz fremd war, daß der Erfolg überhaupt nichts ist als eine „Machtfrage", die Folgen waren ähnlich, wie in der Politik: der Deutsche hatte bald überall Feinde, nirgends einen aufrichtigen Freund. Heute weiß man es auch in Deutschland, daß diese Art ein verhängnisvoller Fehler war.

Bismarcks Schöpfung ist nach kaum einem halben Jahrhundert zugrunde gegangen, das Werk Washingtons steht heute, nach fast hundertundfünzig Jahren, stärker als je. Wem es genügt, der mag es auf historische Zufälligkeiten zurückführen. Das wäre jedoch nur dann richtig, wenn das Persönliche zufällig wäre: es ist aber stets gesellschaftlich verankert. Man setze für Washington einen aus militärischen Kreisen hervorgegangenen General, der, ungleich Washington, die ihm angebotene Krone angenommen und eine Dynastie begründet hätte. Er und seine Nachfolger hätten einen der damals halb feudalen Südstaaten, wo sie die Stütze ihrer Macht gefunden hätten, zur Vormacht erhoben, damit die dazumal noch auf ihre Besonderheiten sehr stolzen andern Bundesstaaten gereizt und ihr Aufgehen im Gesamtstaat verhindert; sie hätten, angeblich wegen der immer drohenden englischen Gefahr, eine starke Armee geschaffen, und, in Ermangelung andrer Verwendung dafür, fortwährend Händel, bald mit Kanada, bald mit europäischen oder südamerikanischen Staaten, gesucht;

sie hätten den Kongreß nach Möglichkeit kaltgestellt und ihm fortwährend vorgerieben, daß der Bund nicht durch das Volk, sondern durch den glorreichen Ahnherrn und sein Heer begründet worden sei. Die Vereinigten Staaten wären entweder längst schon in selbständige Staaten zerfallen, oder hätten sich — an Stelle des einzigen Sezessionskrieges, — erst nach vielen Wirren, Staatsstreichen, Umwälzungen zu einem einheitlichen Freistaat emporgearbeitet. Deutschland steht heute dort, wo die Vereinigten Staaten bei der Wahl Washingtons zum Präsidenten waren. Bismarcks Gebilde ist wohl endgültig abgetan: Deutschland kehrt zu den Idealen der Demokraten und Liberalen vom Jahre 1848 zurück, und nähert sich damit dem Ideal Washingtons und der Mitbegründer der Vereinigten Staaten. Ob ihm das Glück jetzt so hold sein wird, wie den Vereinigten Staaten? Es beginnt seinen Weg unter viel schwierigeren Umständen, und wenn es nie mehr so weit kommen sollte wie diese, so ist das gerade die tragische Schuld Bismarcks und seiner Anbeter.

In den Gesprächen mit meinen deutschnationalen Freunden machte ich mir oft den Spaß, einen Satz mit den Worten zu beginnen: „Der größte Staatsmann des 19. Jahrhunderts . . .“ Jeder erwartete nun, ich werde Bismarck sagen, — ich sagte aber Gladstone. Und es steckte Ernst hinter diesem Spaß. Ich halte Gladstone für den weitaus größern Staatsmann. Er war der erste Politiker überhaupt, der ganz bewußt, wenn auch nicht durchwegs und nicht überall, aber doch, soweit es in seiner Zeit möglich war, sittliche Grundsätze in die Politik eingeführt hatte. Und damit kündigte er der Menschheit eine neue Zeit an.



Von demselben Verfasser sind erschienen:

Grundlegung der Soziologie des R

München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1913.

Die juristische Logik.

Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr, 1918.

Die stillschweigende Willenserklärung.

Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1893.

Beiträge zur Theorie der Rechtsquell

Das ius civile, ius publicum, ius privatum. Berli
Heymanns Verlag, 1901.

Freie Rechtsfindung und freie Rechtsw schaft.

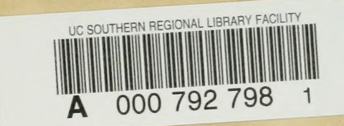
Vortrag gehalten in der jur. Gesellschaft in Wien am 4. Mä
Leipzig, C. & F. Hirschfeld, 1903. (vergriffen.)

Die Aufgaben der Sozialpolitik im ö Osten.

Juden- und Bauernfrage. Vierte Auflage. München und
Duncker & Humblot, 1912.

Die Rechtsfähigkeit.

Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht, 1909.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 792 798 1

